

Zum Geleit	3
Leben mit einem Zentrum ausserhalb des eigenen Lebensraumes	
John Lennox: Ein charmanter Verteidiger des Christentums.....	6
Liberale Christen – totalitäre Scheinliberale	
Eine Erfahrung im nachsowjetischen Russland	
Zwischen biblischem und wissenschaftlichem Fundamentalismus	
Einblicke in ein reiches Werk	
Das Vorurteil der Vorurteilslosigkeit	
Der Glaube als Voraussetzung der Wissenschaft	
Heilsame Beunruhigung	
Was bleibt	16
Das Ringen um den Namen Jesu im Spiegel einer Dorfgeschichte	
«Lehrt sie»:	
Kirchenbau und Gottesdienstgestaltung im Dienst der Mission	
Die Kirche im Bann von Macht und Geld	
Die Folgen der Reformation für den Alltag der kleinen Leute	
Die apokalyptischen Reiter	
Vom Glauben an die Tugend zum Glauben an den Führer	
Machbarkeitswahn und Osterkerze	
Das Wichtigste: Vertrauen	32
Ein herausragender Schweizer Banker schaut zurück	
Urvertrauen	
Zu gross für unser kleines Land	
Hätti u Wetti	
Dichter und Denker	
Blinde Flecken	
Die Kirchen und die billige Kritik an ihnen	
Die marxistische Weltsicht an der HSG St. Gallen	
Gestalten – besser als Gott?	
Gegen den Vertrauensverlust – im Finanzsystem und in den Kirchen	
Zusammenkünfte.....	49

Leben mit einem Zentrum ausserhalb des eigenen Lebensraumes

Einmal mehr diskutieren wir, welche Stellung unser Land in Europa haben soll. Viele tun das mit grosser Leidenschaft – einige möchten viel stärker eingebunden, andere möchten möglichst frei und ungebunden sein.

Vielleicht hilft es uns allen, wenn wir uns klarmachen: Diese Frage ist noch viel wichtiger, als wir denken. Auch für jeden von uns ganz persönlich.

Bereits vor dreissig Jahren hat der deutsch-französische Philosoph Rémy Brague die These aufgestellt: Europa sei auf eine besondere Art stark geworden durch seine «exzentrische Identität». Das tönt abstrakt. Gemeint ist damit etwas Einfaches: Die Menschen in Europa haben das Gefühl, dass sie alle in gewisser Weise «identisch» seien, also gleich, weil sie vereint sind durch dieselbe Herkunft. Sie teilen miteinander – nicht dieselben «Werte», wie man schrecklich vereinfachend sagt, sondern dieselben Grundüberzeugungen und Lebensziele.

Und das Besondere dabei ist: Dieses gemeinsame Gut ist nicht herausgewachsen aus dem eigenen Können und Vermögen. Die Europäer verdanken ihre Identität nicht herausragenden europäischen Männern. Sie feiern nicht, was ihre Vorfahren errungen haben, verehren nicht, was auf dem Boden ihrer Heimat gewachsen ist. Sondern ihr geistiges Zentrum liegt ausserhalb von Europa. Abstrakt gesagt: Sie haben eine «exzentrische Identität». Die wichtigsten Feste, die ganz Europa feiert, sind die Geburt eines Kindes in dem jüdischen Städtlein Bethlehem und der Tod und die Auferstehung dieses Menschen in Jerusalem – also ausserhalb der europäischen Grenzen. In den Glasfenstern der Kathedralen in London, Paris, Prag und Madrid stehen nicht keltische oder germanische Helden, sondern galiläische Fischer und israelitische Propheten. Der Gott, zu dem die europäischen Kinder während Jahrhunderten zu beten lernten, heisst nicht Zeus oder Wotan, sondern «der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs». Europa hat eine exzentrische Identität. (Im Vergleich dazu: Jerusalem stand nur wenige Jahrzehnte unter der Herrschaft der Kreuzritter, und Rom ist nur für etwa die Hälfte aller Christen das Zentrum.

Mekka und Medina aber sind von Anfang an ununterbrochen das Zentrum der muslimischen Welt.)

Erst in moderner Zeit haben europäische Denker und Dichter wie Voltaire, Rousseau, Kant oder Marx ihre Länder von diesem Zentrum ausserhalb Europas gelöst und haben die Weltgeschichte so erzählt, als ob alles Menschliche seine Vollen- dung in der europäischen Kultur finde. In Wahrheit aber ist Europa zu dem ge- worden, was es ist, indem es sein Zentrum ausserhalb von sich selber gesucht und gefunden hat.

Was sich im Grossen der europäischen Geschichte zeigt, gilt auch für jeden ein- zelnen Menschen, der getauft worden ist. Auch wir leben in einer «exzentrischen Identität». Wer getauft ist und sich diese Tatsache zu Herzen nimmt, der weiss: Das Allerwichtigste in meinem Leben ist nicht das, was ich selber habe und kann und leiste, sondern das, was ein anderer für mich getan hat, als er in Jerusalem an ei- nem Kreuz gelitten und dann sein Grab leer hinter sich gelassen hat. «Wer bin ich», hat Dietrich Bonhoeffer gefragt, als seine Mitgefangenen über ihn staunten, weil er so stark schien, und er selber doch wusste, wie elend und schwach er sich fühlte. «Wer ich auch sei – dein bin ich, o Gott», war die Antwort, die er auf diesen Wider- spruch fand. Seine Identität lag nicht in ihm, sondern in Gott. «Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt hat und sich selbst für mich dahingegeben», schrieb fast zweitausend Jahre zuvor der Apostel Paulus an die Galater. Jeder Mensch, der auf Gott vertraut, darf ruhig konstatieren, dass er selber nicht weiss, wer er ist, und in sich seine Identität nicht findet – weil einzig Gott ihn kennt und nur er das letztendlich massgebende Urteil über ihn fällen kann.

Diese «exzentrische Identität» macht uns gleichzeitig stark und schwach. Sie ver- hindert, dass wir selbstgerecht in uns selber ruhen und uns mit den vermeintlich richtigen Erkenntnissen rücksichtslos durchsetzen gegen andere. Es gibt immer Grund, an den eigenen Urteilen und Meinungen zu zweifeln! Doch es gibt keinen

Grund, sich in diesen Zweifeln zu verlieren und vor lauter Problembewusstsein jede Stellungnahme zu verweigern und nichts mehr zu wagen. Denn in uns selber ist zwar alles fragwürdig und zwiespältig! In Gott aber ist Licht und keine Finster- nis (Jakobus 1,17)! In ihm sind wir gerecht! Er hat versprochen, alles zum Guten zu wenden denen, die ihn lieben (Römer 8,28). Und er hält sein Versprechen. Weil wir in ihm und durch ihn leben, können wir Überzeugungen durchhalten und mit langem Atem an einem guten Werk sein, im Vertrauen darauf, dass er unser Tun und Lassen ins ewig Gute wendet.

Wenn wir uns also wieder intensiv Gedanken machen, welche Stellung unser Land in Europa einnehmen soll, dann ist der Schaden gross, wenn wir nur die wirt- schaftlichen und die persönlichen Vor- und Nachteile abwägen. Es geht um viel, viel mehr – nein, um etwas durch und durch anderes: Es geht darum, dass unser kleines Land im Zentrum Europas liegt – und dass ganz Europa fast nicht mehr weiss, dass es sein wahres Zentrum ausserhalb von sich selber hat.

Ob unser Land dazu beitragen darf, dass das den Menschen in Europa wieder bewusst wird? Mit Hilfe vom grossen Friedensstifter von Stans? Denn Bruder Klaus von Flüe kann – auch gerade in unserer Zeit! – wie kaum jemand sonst uns glaub- würdig, menschlich ergreifend und mit sehr einfachen und klaren Worten daran erinnern, dass wir unsere Identität nur finden, wenn wir sie ausserhalb von uns selber suchen.

Mit seinen drei Beiträgen möchte auch dieses Mitteilungsblatt der Stiftung verge- genwärtigen, welche beunruhigenden und doch auch trostreichen Konsequenzen das für unser Zusammenleben hat.

Im Februar 2025

Paul Bernhard Rothen, Präsident der Stiftung Bruder Klaus

John Lennox ist ein lustiger und ausgesprochen höflicher Mann. Man hört ihm gern zu und fühlt sich erbaut und erfrischt, wenn er im Internet an einer Debatte teilnimmt oder ein Interview gibt. Seine Bücher sind inhaltlich anspruchsvoll und doch einfach in der Wortwahl und deshalb recht leicht zu lesen.



Mit diesem Bild präsentiert sich John Lennox auf seiner Homepage

Lennox wurde 1943 in Irland geboren – in einem Land, wie er selber sagt, das traurige Berühmtheit erlangt hat, weil ein blutiger Konflikt religiös überhört wurde durch die Feindschaft zwischen Katholiken und Protestanten. Tödliche Anschläge trugen Leid und immer neuen Hass in die Familien. Seine Eltern waren engagierte Protestanten. Doch sein Vater legte grossen Wert darauf, mit seinem Geschäft dem Frieden und der Verständigung zu dienen. Bewusst stellte er Mitarbeiter aus beiden Konfessionen an. Das war gefährlich. Fanatiker sahen darin Verrat. Johns Bruder wäre bei einem Anschlag beinahe ums Leben gekommen.

Liberales Christen – totalitäre Scheinliberale

Im Elternhaus wurde ein lebendiger Glaube gelebt, ganz ohne jeden frömmlichen Zwang. Das Büchergestell war voll und gab den Heranwachsenden viel Stoff für ihre Neugier. Zweifel und Kritik durften sie frei und offen äussern. «Du musst alle Argumente kennen, sonst verlierst du den Glauben schnell, sobald du hinaus in die Welt gehst», pflegte der Vater zu sagen. Lennox studierte Mathematik. Rasch wurden akademische Lehrer auf seine ausserordentliche Begabung aufmerksam. Da kam es bei einem akademischen Empfang zu einer unerwarteten und doch bezeichnenden Szene. Lennox schreibt:

Bei einem festlichen Bankett an der Universität Cambridge sass ich als junger Student neben einem Nobelpreisträger. Noch nie hatte ich einen Wissenschaftler solchen Ranges kennengelernt, und um so viel wie möglich aus dem Gespräch mitzunehmen, stellte ich ihm ein paar Fragen. So wollte ich zum Beispiel wissen, wie die Wissenschaft seine Weltanschauung prägte – welches Bild er sich vom Universum und dessen Bedeutung mache. Insbesondere interessierte mich, ob ihn die intensive Beschäftigung mit wissenschaftlichen Themen dazu gebracht hatte, über die Existenz Gottes nachzudenken.

Die Frage bereitete ihm Unbehagen, das war deutlich zu sehen, und ich hakete nicht weiter nach. Als das Bankett zu Ende war, lud er mich ein, in sein Büro zu kommen. Auch zwei oder drei andere Wissenschaftler lud er ein, aber keine weiteren Studenten. Ich sollte mich hinsetzen, doch soweit ich mich erinnere, blieben die anderen stehen.

Er meinte: «Lennox, Sie streben eine wissenschaftliche Karriere an?»

«Ja, Sir», entgegnete ich.

«Dann», sagte er, «müssen Sie noch heute vor Zeugen diesen kindischen Glauben an Gott ablegen. Wenn Sie das nicht tun, werden Sie zum intellektuellen Krüppel werden und im Vergleich zu Ihren Kommilitonen schlechter abschneiden. Sie werden es einfach nicht schaffen.»

Erzählen Sie mir jetzt mal was über Druck! So etwas hatte ich noch nie erlebt.

Wie gelähmt sass ich auf meinem Stuhl, war schockiert von diesem unverfrorenen und unerwarteten Angriff. Eigentlich wusste ich nicht, was ich sagen sollte, doch schliesslich platzte ich heraus: «Sir, was können Sie mir anbieten, das besser ist als das, was ich habe?» Daraufhin erwähnte er das Konzept der «schöpferischen Evolution», das der französische Philosoph Henri Bergson 1907 bekannt gemacht hatte.

Dank C.S. Lewis wusste ich ein wenig über Bergson und erwiderte, ich könne nicht erkennen, wie Bergsons Philosophie ein ausreichendes Fundament für eine ganze Weltanschauung sowie für Sinn, Moral und Leben liefern würde. Mit zitternder Stimme und so respektvoll, wie ich nur konnte, erklärte ich der Gruppe, die um mich herumstand, dass ich die biblische Weltansicht weitaus reichhaltiger und die Argumente, die für ihre Wahrheit sprachen, sehr viel einleuchtender fand und dass ich, bei allem Respekt, das Risiko eingehen und bei meiner Meinung bleiben würde.

Es war eine beeindruckende Situation. Hier sass mir ein brillanter Wissenschaftler gegenüber, der mich einschüchtern und dazu bewegen wollte, das Christentum aufzugeben. Seitdem ist mir oft der Gedanke durch den Kopf gegangen, wie es wohl gewesen wäre, wenn die Situation sich genau andersherum dargestellt und ich als Atheist auf diesem Stuhl gesessen hätte, umgeben von christlichen Akademikern, die mich gedrängt hätten, meinen Atheismus aufzugeben. Das hätte ein Erdbeben in der gesamten Universität ausgelöst und wahrscheinlich zu Disziplinarmaßnahmen gegen die beteiligten Professoren geführt.

Eine Erfahrung im nachsowjetischen Russland

Schon damals war die westliche akademische Welt nicht einfach liberal. Es gab in ihr aber doch recht weit verbreitet ein wahrhaft freiheitliches Ethos. Lennox machte ohne die selbsternannten Förderer Karriere und kam als Professor weit herum.

8

Er spricht neben seiner Muttersprache auch russisch, französisch, spanisch und deutsch. Noch vor dem Fall der Berliner Mauer war er oft in der Sowjetunion. Mit seinen Fachkollegen suchte er das Gespräch auch über Fragen des Glaubens. Nachdem der politische Umsturz das erlaubte, bat ihn ein Universitätsrektor, in einem Vortrag darzulegen, aus welchen Gründen er an Gott glaube. Während er redete, bemerkte er, dass seine Zuhörer zunehmend aufgeregt und aggressiv wurden. Zunächst dachte er, dass sich die Wut gegen seine Argumente richte. Doch es war umgekehrt. Sie ärgerten sich, nein, mehr noch, sie waren empört und fühlten sich betrogen: «Niemand hat uns je gesagt, dass die grossen Naturwissenschaftler in aller Regel gläubige Menschen waren. Man hat uns das verschwiegen und immer nur von der Verurteilung Galileo Galileis erzählt.»

Zwischen biblischem und wissenschaftlichem Fundamentalismus

Unterdessen ist John Lennox zu einem weltweit bekannten und beliebten Verteidiger des biblischen Gottesglaubens geworden. Er hat mehrere Bücher geschrieben, hat öffentliche Debatten mit den bekanntesten Kritikern des Glaubens geführt und hat vor kleinen Gruppen und in überfüllten Sälen dargelegt, weshalb es alles andere als unvernünftig ist, an das Evangelium zu glauben und darauf zu vertrauen, dass es tatsächlich so ist, wie die ersten Seiten der Bibel das beschreiben: Gott hat das Universum erschaffen durch sein Wort. Und er will die Menschen zu seinen Kindern machen und sie mit dem ewigen Leben begaben.

In seinem Engagement für den Glauben hat Lennox keine Berührungsängste. Er grenzt sich zwar ab von der naiven Vorstellung, Gott habe die Welt erschaffen im Rahmen von sechs Tagen, wie wir sie kennen (was man bei einer flüchtigen Bibellektüre meinen könnte). Lennox ist kein «Kreationist» und kein «Fundamentalist». Doch er zeigt auch für diese allzu einfachen Vorstellungen Verständnis und fällt über sie kein besserwisserisches Urteil. Denn ihm ist klar: Auch die scheinbar so problembewussten, gedanklich stringenten Welterklärungen beruhen oft auf

9



Lennox bei einer Debatte mit dem vielbeachteten Religionskritiker Christopher Hitchens 2009 (© Wikicommons)

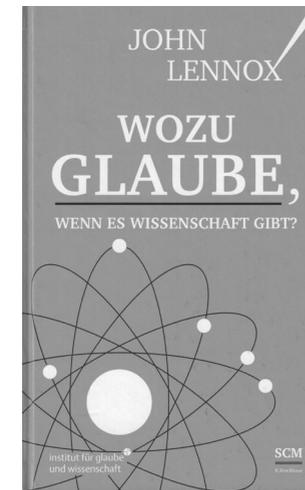
ebenso naiven Annahmen und sind ebenso fundamentalistisch. In alle Richtungen hilft es wenig und ist es lieblos, über solche Kurzschlüsse nur zu spotten, den Dialog zu verweigern oder polemisch und rechthaberisch zu urteilen. Mit viel Humor, und indem er auch offen eingesteht, dass er für manches keine Erklärung hat, argumentiert Lennox dafür, der biblischen Botschaft vom Schöpfer und Erlöser Glauben zu schenken.

Damit steht Lennox in der grossen Tradition der englischsprachigen «Apologeten», die rund um Gilbert Chesterton und C. S. Lewis, aber auch der bekannten Krimiautorin Dorothy Sayers ihre schriftstellerische Begabung und ihre Gedankenkraft darauf verwendet haben, die moderne Kritik am Glauben zu entkräften und mit vernünftig nachvollziehbaren Argumenten darzulegen, weshalb es in sich stimmig und menschlich gut ist, an Jesus Christus zu glauben. Der Schweizer Liedermacher Mani Matter war von diesen englischen Schriftstellern angeregt, als er sich zu überlegen begann, ob er nicht die geeignete Person sei, um eine Verteidigung des Christentums zu schreiben.

Leider kennt Lennox die Reformation fast nur aus der kritischen Beurteilung in der anglikanischen und katholischen Literatur. Er weiss deshalb wenig darüber zu sagen, dass der Glaube nicht nur von aussen in Frage gestellt wird. Niklaus von Flüe

10

hält aber ausdrücklich fest, dass gerade der Glaube zum Einfallstor für Unheilvolles werden kann. Und Jesus selber wollte mit bewusst provokativen Aussagen den allzu sicheren Glauben erschüttern, den Zweifel hervorrufen und seine Jünger dahin führen, dass sie auf seine Fragen keine selbstsichere Antwort geben konnten. Als Jesus ihn fragte, ob auch er weggehen wolle, musste Petrus sich begnügen mit der hilflosen Gegenfrage: «Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens; und wir haben geglaubt und erkannt: Du bist der Heilige Gottes» (Johannes 6,68.69).



Zwei der Bücher von John Lennox in deutscher Übersetzung

Einblicke in ein reiches Werk

Auf dem Internet sind einige Gespräche John Lennox' in deutscher Sprache zu finden. Ein Link zu ihnen findet sich auf der Homepage der Stiftung unter der Rubrik Publikationen zu diesem Mitteilungsblatt.

Im Nachfolgenden möchten zwei, drei Ausschnitte aus dem Buch «Wozu Glaube, wenn es Wissenschaft gibt?» dazu Lust machen, einige Bücher von John Lennox zu lesen. Es lohnt sich!

11

Das Vorurteil der Vorurteilslosigkeit

Ich höre oft, dass das Problem von Leuten, die an Gott glauben, eben genau das ist: dass sie Gläubige sind. Das bedeutet, dass sie Menschen des Glaubens sind. Die Wissenschaft ist deshalb weit überlegen, weil sie gerade ohne Glauben auskommt. Das klingt grossartig. Das Problem ist jedoch, dass diese Aussage nicht falscher sein könnte.

Ich möchte Ihnen von einer Begegnung mit Peter Singer erzählen, einem weltbekannten Ethiker, der an der US-amerikanischen Princeton University lehrt. Er ist Atheist, und in seiner Heimatstadt Melbourne, Australien, führte ich eine Debatte über die Existenz Gottes mit ihm. In meiner Einleitung erzählte ich dem Publikum, dass ich in Nordirland aufgewachsen bin und dass meine Eltern Christen waren.

Singer entgegnete darauf, das sei ein Beispiel dafür, warum er gegen Religion eingestellt sei – dass Menschen nämlich dazu neigen, den Glauben ihrer Eltern zu erben, in dem sie aufgewachsen sind. Für ihn ist Religion einfach eine Sache von Tradition und sozialem Umfeld, die Wahrheitsfrage spielt keine Rolle. Dazu meinte ich: «Peter, darf ich Sie etwas fragen – waren Ihre Eltern Atheisten?»

«Meine Mutter war Atheistin, ja. Meinen Vater würde ich eher als Agnostiker be-



Der Philosoph Peter Singer an einer Symposium seiner Heimatuniversität in Australien
(© Wikicommons)

12

zeichnen», erwiderte er.

«Also haben Sie auch einfach den Glauben Ihrer Eltern übernommen, so wie ich», sagte ich.

«Aber das ist meiner Meinung nach kein Glauben», meinte er.

«Natürlich ist das ein Glauben – glauben Sie etwa nicht daran?», hakte ich nach, Grosses Gelächter.

Der Glaube als Voraussetzung der Wissenschaft

Der Physiker Paul Davies erklärt, dass die richtige wissenschaftliche Methodik im Grunde theologisch ist: «Die Wissenschaft kann nur Fortschritte machen, wenn sich der Wissenschaftler eine im Wesentlichen theologische Weltanschauung zu eigen macht.» Er weist darauf hin, dass «selbst der atheistischste Wissenschaftler die Existenz einer gesetzmässigen Ordnung in der Natur, die wir zumindest in Ansätzen verstehen, als Akt des Glaubens annimmt.» Von Albert Einstein stammen diese berühmten Sätze:

«Wissenschaft aber kann nur geschaffen werden von Menschen, die ganz erfüllt sind von dem Streben nach Wahrheit und Begreifen. Diese Gefühlsbasis aber entstammt der religiösen Sphäre. Hierher gehört auch das Vertrauen in die Möglichkeit, die in der Welt des Seienden geltenden Gesetzmässigkeiten seien vernünftig, d.h. durch die Vernunft begreifbar. Ohne solchen tiefen Glauben kann ich mir einen wirklichen Forscher nicht vorstellen. Man kann den Sachverhalt durch ein Bild ausdrücken: Wissenschaft ohne Religion ist lahm, Religion ohne Wissenschaft ist blind.»

Einstein litt offensichtlich nicht unter dem Wahn, dass Glaube in jedem Fall blinder Glaube ist. Er sprach von dem tiefen Glauben des Wissenschaftlers, das Universum mit seinem Verstand zu erfassen. Ohne diesen Glauben kann er sich einen Wissenschaftler nicht vorstellen. So glauben Wissenschaftler zum Beispiel an die Existenz von Elektronen und daran, dass Einsteins Relativitätstheorie stimmt, denn

13

sie werden durch Beweise gestützt, die man durch Beobachtung und Experimente gewonnen hat.

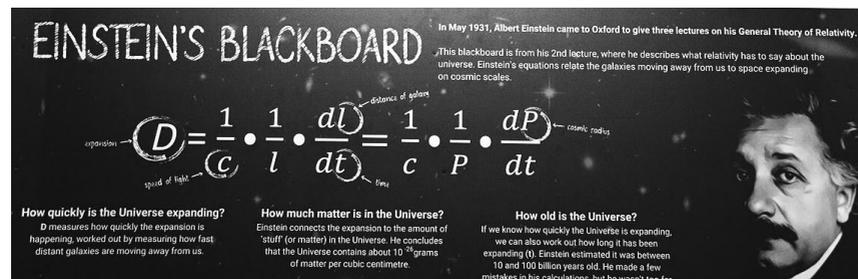
John Polkinghorne, der mich an der Universität Cambridge in Quantenmechanik unterrichtete, schrieb einmal: «Wissenschaft erklärt nicht die mathematische Verständlichkeit der physischen Welt, denn es gehört zum wissenschaftsbegründenden Glauben [achten Sie bitte auf diesen Begriff], dass dies so ist.» Man kann keine Physik betreiben, ohne an diese Begreifbarkeit zu glauben.

Wie kann es dann sein, dass das, was in unserem winzigen Kopf vorgeht, die Realität annähernd wirklichkeitsgetreu abbildet? Wie kann es sein, dass eine mathematische Gleichung, die dem Verstand eines Mathematikers entspringt, beschreibt, wie das Universum funktioniert?

Diese Frage war es, die Einstein zu der Bemerkung veranlasste:

«Das Unverständlichste am Universum ist im Grunde, dass wir es verstehen können.»

Eugene Wigner, Physiker und Nobelpreisträger, dachte in dieselbe Richtung, als er seiner berühmten Veröffentlichung den Titel gab: «Die unvernünftige Effektivität der Mathematik in den Naturwissenschaften». Doch dies ist nur aus einem atheistischen Blickwinkel unvernünftig. Aus biblischer Perspektive passt das wunderbar zu der Aussage: «Am Anfang war das Wort ... und das Wort war Gott ... Durch ihn wurde alles geschaffen, was ist» (Johannes 1,1,3).



Einstein im Museum der Geschichte der Naturwissenschaften in Oxford (© Wikicommons)

Heilsame Beunruhigung

Manchmal frage ich meine Kollegen im Gespräch: «Womit arbeitest du als Wissenschaftler?»

«Mit meinem Verstand», antworten einige, und andere, die der Meinung sind, dass das Gehirn der Verstand ist, erwidern: «Mit meinem Gehirn.»

«Erzähl mir etwas über dein Gehirn. Wie ist es entstanden?»

«Durch natürliche, irrationale, unkontrollierte Prozesse.»

«Warum vertraust du ihm dann?», frage ich weiter. «Wenn du der Meinung wärest, dein Computer wäre das Endprodukt zufälliger, unkontrollierter Prozesse, würdest du ihm dann vertrauen?»

«Nie und nimmer», kommt die Antwort.

«Aber dann hast du doch offensichtlich ein Problem.»

Nach einer gedankenschweren Pause fragen sie mich manchmal, woher ich dieses Argument habe – und die Antwort überrascht sie: von Charles Darwin. Er schrieb:

«In mir erhebt sich immer wieder der schreckliche Zweifel, ob die Überzeugungen des menschlichen Verstandes, der sich aus dem Verstand der niederen Tiere entwickelt hat, überhaupt einen Wert haben oder ob sie überhaupt vertrauenswürdig sind.»

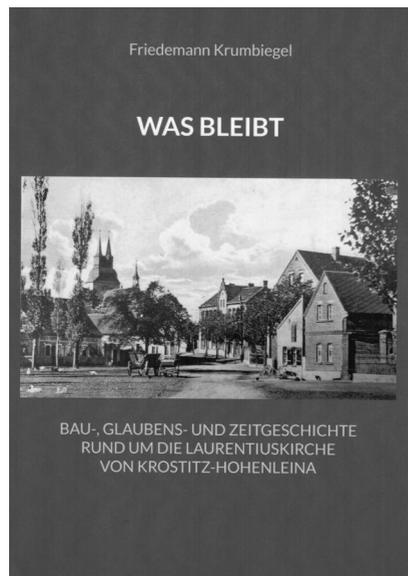
Wenn man diesen offenkundig logischen Gedankengang noch weiterverfolgt, so der Physiker John Polkinghorne, heisst das, dass man jede Bedeutung zunichtemacht, weil man Denkprozesse auf physikalische und chemische Vorgänge reduziert. Gedanken werden durch elektrochemische neuronale Ereignisse ersetzt. Zwei solche Ereignisse können nicht im rationalen Diskurs miteinander argumentieren. Sie sind weder richtig noch falsch – sie ereignen sich einfach. Die Welt des rationalen Diskurses versinkt im absurden Geschwätz feuernder Synapsen. Offen gesagt kann das nicht stimmen, und keiner von uns glaubt, dass es sich so verhält.

Was bleibt

Das Ringen um den Namen Jesu im Spiegel einer Dorfgeschichte

Fokussiert auf die Laurentiuskirche in Krostitz-Hohenleina in der Nähe von Leipzig hat der dort amtierende Pfarrer, Dr. Friedemann Krumbiegel, ein Buch geschrieben, das im Kleinen dasselbe leistet, was der Historiker Tom Holland im weltgeschichtlich Grossen erarbeitet hat (wie im letzten Mitteilungsblatt ausführlich besprochen). Wir sind uns über die geographische Distanz hinweg persönlich verbunden, weil auch er, eine gute Generation jünger, die pfarramtlichen Aufgaben zu bewältigen versucht im Vertrauen auf die Klarheit der Schrift (und nicht im Vertrauen auf Prinzipien, die aus der Schrift extrapoliert sein möchten).

Am Beispiel seiner Dorfkirche vergegenwärtigt er anschaulich und gut lesbar, wie das Evangelium die Menschen durch die wechselnden Zeiten erleuchtet, ermutigt, getröstet, aber auch heilsam verunsichert und zum Umdenken bewegt hat – bis heute. Vieles, was sich im Grossen nur schwer überprüfen lässt, wird in dieser Konzentration auf das Lokale noch besser nachvollziehbar. Baugeschichtliche Informationen, ergreifende Berichte von persönlichen Schicksalen, theologische



Klärungsversuche, Zeugenaussagen und Einblicke in Originaldokumente verweben sich zu Skizzen, an denen man – oft innerlich ergriffen – ableiten kann, was Menschen im Vertrauen auf das Evangelium gewirkt, erlitten und an kostbaren Gütern für viele Generationen errungen – oder sehr leidvoll auch wieder verloren haben. Zeile um Zeile spürt man, dass der Ortspfarrer schreibt, der zunächst einmal verstehen und den Menschen ihr Tun und Lassen zum möglichst Guten auslegen möchte, und der aus

16

eigener Erfahrung weiss, dass am Ende die Quelle aller Hoffnung nicht das gute Wollen und Tun der Menschen ist, sondern die Vergebung, die Jesus Christus für uns erworben hat. Auch seine Vorgänger, die sich zeitweise in viel Schuldhaftes verstrickt haben, beurteilt er nicht besserwisserisch, sondern mit Verständnis für ihre Schwächen, im wie selbstverständlichen Bewusstsein darum, dass all unser Wirken nur zum Guten dienen darf, wenn das Lamm Gottes es in Dienst nimmt für seine Barmherzigkeit.

So macht das Buch deutlich, dass der geistige Gehalt, dem die Stiftung Bruder Klaus dient, europaweit die Substanz ist, aus der die respektvolle Liebe von einer Generation zur anderen weiterlebt.

Einige Ausschnitte aus dem Buch möchten im Nachfolgenden den Lesern des Mitteilungsblattes Einblicke geben in den Reichtum dessen, was uns die 1500-jährige Geschichte einer Dorfkirche neu in Erinnerung ruft – damit der Heilige Geist auch auf diese Weise sein Werk tun und uns erinnern kann an das, was Jesus seinen Jüngern zugesagt und in Auftrag gegeben hat (Johannes 14,26).

«Lehrt sie»:

Kirchenbau und Gottesdienstgestaltung im Dienst der Mission

Krostitz liegt in einer Gegend, in der sorbenslawische Stämme und deutsche Siedler ihren Lebensunterhalt suchten. Insbesondere unter den Sorben waren elementare missionarische Anstrengungen gefragt. Im Unterschied zu anderen Gegenden verliefen diese ohne Zwang. Erste Kirchenbauten spielten eine zentrale Rolle. Sie waren das Signal, dass es etwas zu erkunden gab, so dass Interessierte zu diesen Kirchen kamen, wenn sie mehr erfahren wollten von dem Gott aus fremdem Land. Die ersten historisch greifbaren Kirchen im sorbischen Gebiet waren allerdings gar nicht für die Sorben bestimmt gewesen. Sie entstanden als kleine Kapellen in den Burgwarden und dienten dort den Burgmannschaften als Gottesdienstort. König Heinrich I. hatte nach seinem Feldzug von 928/929 zwischen Saale und Oder

17

ein ganzes Netz von Burgwarden errichtet. Die über 200 befestigten Orte konnten sich selbst versorgen und dienten neben militärischen vor allem verwaltungstechnischen Zwecken. ...

Die kleinen Burgwardkirchen gewannen rasch an Bedeutung – auch für die sorbische Bevölkerung. Vermutlich wandten sich früh schon getaufte und interessierte Sorben an diese Orte, ebenso werden die Prediger dieser Kirchen schon früh die umliegenden Siedlungen aufgesucht haben. Es verwundert daher nicht, dass das Regensburger Kloster St. Emmeram und das Kloster Hersfeld sich in ihren missionarischen Bemühungen nachweislich auf die Burgwardsorte mit ihren Kirchen bezogen und darin wohl auch von Heinrich unterstützt wurden.

Nach dessen Tod predigte und taufte zum Beispiel der Benediktinermönch Boso östlich der Saale und «gewann für Christus unzähliges Volk» (wie es in der Thietmar Chronik heisst). Wir kennen seinen Namen nur deshalb, weil er im Jahr 968 zum ersten Bischof von Merseburg geweiht wurde und sein Nachfolger Thietmar deshalb ausführlicher über ihn berichtet. So erfahren wir, dass Boso aus dem Kloster St. Emmeram stammte und wie sicherlich andere namenlose Missionare auch die slawische Sprache beherrschte. Boso hätte zudem eine slawische Unterweisung abgefasst, in der er «den Gesang des kirieleison [kyrie eleison] verlangte, dessen Sinn er ihnen erläuterte». Thietmar erwähnt dies, um anekdotisch anzufügen, dass die Slawen diese Worte spöttisch verdreht hätten: Boso würde wollen, dass sie «wkrivolsa» im Gottesdienst sängen, was soviel bedeutet wie: «Die Erde steht im Busch».

Interessant ist diese Bemerkung in mehrfacher Hinsicht: Offenbar beschränkten sich die Aktivitäten Bosos nicht auf eine missionarische Verkündigung, sondern umfassten auch ordnende Anweisungen für den Verlauf eines Gottesdienstes. Diese Gottesdienste wurden in slawischer Sprache gehalten. Dennoch ist Boso überzeugt, dass der liturgische Ruf «Kyrie eleison» (Herr, erbarme dich!) in seiner griechischen Form aufgenommen werden sollte. Vermutlich sah er darin die Verbunden-

18



Thietmar (975–1018), Skulptur in Merseburg, 2006 (©Wikicommons)

heit mit der gesamten Christenheit gegeben, ebenso die Verbundenheit mit der griechischen Sprache des Neuen Testaments. Der fremdsprachige Gebetsruf muss zudem erläutert werden, damit die einheimischen Christen ihn bewusst mitsingen können. Offenbar sorgte sich Boso um die Konsolidierung der sorbischen Christenheit und bemühte sich deshalb um verantwortungsvolle Gottesdienstformen.

Die Kirche im Bann von Macht und Geld

Im späten Mittelalter wurde die Kirche in Krostitz immer mehr zu einer Wallfahrts- und Ablasskirche. Den lokalen Verantwortungsträgern war es gelungen, kirchliche und wirtschaftliche Anliegen geschickt zusammenzubinden, so dass bestimmte Heiligtage gleichzeitig Markttag wurden und Feste begründeten, die Wohlstand brachten und über Jahrhunderte hin weiterlebten. In diesem Zusammenhang bietet das Buch eine knappe, hilfreiche Erklärung, wo die sonderbare Vorstellung von einem Ablass ihre Wurzeln hat, und wie sie im Licht der biblischen Schriften zu beurteilen ist.

Der eigentliche Ablass erfolgte nach einer «zuvorgesagten Beichte und Reue»: Die Gläubigen legten zuerst vor einem Priester die Beichte ab und versicherten dabei

19

ihre Reue über die begangenen Sünden. Daraufhin sprach der Priester sie in der Absolution von ihren Sünden frei und die Freigesprochenen konnten zum Empfang des heiligen Abendmahls «das Presbyterium zu erreichen suchen» (damit ist der Altarraum gemeint, der dem Priester als Angehörigem des Klerus vorbehalten war). Die echte Reue sollte aber auch bemüht sein, Wiedergutmachung zu leisten – ähnlich wie man auch heute bei einem Sachschaden erwartet, dass der Verursacher sich nicht nur entschuldigt, sondern auch den Schaden bezahlt. Ohne Wiedergutmachung drohte die Reinigung von den zeitlichen Folgen der Sünde in einem reinigenden Endgericht, dem Purgatorium (Fegfeuer).

Tatsächlich hat der Apostel Paulus in einem seiner Briefe von einem Gericht gesprochen, in welchem alle Werke der verantwortlichen Mitarbeiter geprüft werden wie in einem Feuer (1. Korinther 3,11-15). Die kirchliche Ablasslehre hat diese Bibelstelle spekulativ auf individuelle Sündenstrafen gedeutet, die am Tag des letzten Gerichts drohen. Und weiter wurde diese Ablasslehre ausgebaut zu einem hochkomplizierten Rechenwerk, welches die zeitlichen Reinigungsstrafen nach Tag und Jahr bemass. Befreien konnte sich ein Mensch von diesen negativen zeitlichen Auswirkungen nur durch die Ableistung guter Werke. Da diese Wiedergutmachung aber für die Gläubigen schwierig und unsicher umzusetzen war, verfielen einige theologische Lehrer auf die Idee, dass es eine stellvertretende Anrechnung der guten Werke geben könnte, welche Christus mit allen Heiligen als grossen Überschuss erworben hatten. Dieser Überschuss sei ein Schatz, den die Kirche verwalten dürfe. Daher «gewährten» Papst und Bischöfe aus diesem Kirchenschatz als Gnadentat Gottes Ablässe der im Purgatorium zu verbringenden zeitlichen Sündenstrafe. Solche Ablässe wurden aber wiederum an Bedingungen geknüpft: Zum Beispiel durch die Stiftung von Geld für einen guten Zweck oder durch den Besuch einer bestimmten Kirche zu einer bestimmten Zeit. Beides wird in der Hohenleinaer Ablassurkunde als Bedingung genannt. Die festgelegten Zeiten erstreckten sich neben ausgewählten Hochfesten auf alle Sonntage «von der ersten Vesper bis zur

zweiten Vesper». Der Feiertag wurde liturgisch schon am Vorabend eingeleitet; das Abendgebet am Vorabend wird «erste Vesper» genannt, das Abendgebet am eigentlichen Feiertag die «zweite Vesper». Der gewährte Ablass konnte alle Sündenstrafen umfassen oder aber zeitlich begrenzt sein – in der Hohenleinaer Urkunde werden 40 Tage angekündigt, die bei den vorgenannten Bedingungen von der im Purgatorium zu verbüssenden Sündenstrafen erlassen werden.



Ablasshandel, Holzschnitt, um 1510

Die Folgen der Reformation für den Alltag der kleinen Leute

In der Grenzregion, in der die Krostitzer Kirche liegt, griffen die Herrschaftsrechte zweier Fürstentümer ineinander. Das hatte für die Bevölkerung weitreichende Folgen, als der eine Fürst die Erkenntnisse Martin Luthers zu fördern und der andere sie entschlossen zu bekämpfen begann. Die Menschen sahen sich bis ins ganz Alltägliche vor Alternativen gestellt, die sie so oder so in arge Bedrängnis brachten.

Die Reformation war (anders als oft dargestellt) keine Revolution. Sie war keine Bewegung, die von ein paar wenigen Exponenten zielgerichtet vorangetrieben wurde. Sondern sie schöpfte ihre Kraft aus Erkenntnissen, von denen auch diejenigen, die sie erarbeitet hatten, verwirrt und überfordert waren. In Dörfern wie Krostitz konnte das für die Menschen heissen, dass es für sie auf einmal zu einer Gewissensfrage wurde, wem sie die geschuldeten Steuern abgaben – und dass sie diese ihrem Glauben zuliebe am Ende doppelt bezahlen mussten.



Zwei Fürsten widersprechen sich in dem, was für den Glauben und das Alltagsleben ihrer Landeskinder entscheidend ist: Kurfürst Friedrich, genannt der Weise, Vertreter der ernestinisch-sächsischen Linie, umsichtiger Beschützer Luthers, und Georg, Herzog des albertinischen Sachsens (1471–1539), entschiedener Gegner Luthers

Als am 6. Januar 1522 Gabriel Zwilling im Eilenburger Rathaussaal gepredigt und beim Abendmahl den Anwesenden auch den Kelch ausgeteilt hatte, waren unter den ca. 200 Anwesenden auch Besucher aus dem albertinischen Herrschaftsgebiet. Die Teilnehmer aus dem herzoglichen Leipzig wurden im Anschluss an die Eilenburger Ereignisse auf das Geheiss Georgs inhaftiert, an einer Teilnehmerin aus Wölpern wurde sogar eine Dämonenausreibung versucht. Letzteres Ereignis zeigt, dass die reformatorische Kunde bereits zum Jahreswechsel 1521 / 1522 auf die Dörfer gelangt sein muss. Besonders kritisch spitzte sich die Lage in der Hohenleinaer Parochie zu, denn mitten durch diese ging die Grenze zwischen dem albertinisch-herzoglichen und dem ernestinisch-kurfürstlichen Sachsen: Gehör-

22

ten Hohenleina, Priester und Kupsal zu dem kurfürstlichen Amt Eilenburg, so Krostitz, Lehelitz und Pröttitz zu dem herzoglichen Amt Delitzsch. Herzog Georg liess nun diese zu seinem Herrschaftsgebiet gehörigen Dörfer zur Kirche in Kletzen umpfarrten. Damit verbunden war das Verbot, weiterhin an die Kirche in Hohenleina den Kirchenzehnt abzuliefern. Die Bewohner befolgten zunächst die Anordnung und wählten nicht die Option, die Georg denjenigen Landeskindern, die der neuen Lehre anhängen, auch angeboten hatte, nämlich den eigenen Besitz zu verkaufen und ausser Landes zu ziehen. Zu dieser Zeit muss also das Pfarramt in Hohenleina bereits evangelisch ausgerichtet gewesen sein. Dass es aber unter den herzoglichen Landeskindern dennoch Sympathisanten für die evangelische Sache gab, zeigt sich an einem prominenten Beispiel: Wolf von Lindenau auf Lindenau, dem nicht nur das gleichnamige Dorf bei Leipzig (seit 1891 eingemeindet) gehörte, sondern auch das Dorf Lehelitz, unterschrieb im April 1524 als erster von 105 Unterzeichnenden eine Bittschrift an den Rat der Stadt Leipzig mit dem Ziel, dass der lutherische Prediger Andreas Bodenschatz auch in einer der grossen Stadtkirchen predigen dürfe. Herzog Georg reagierte ungehalten und zwang Wolf von Lindenau zur Abgabe der beiden Dörfer Lindenau und Lehelitz an seine beiden Söhne. Drei Jahre darauf wurden auch die Söhne, Sigismund und Caspar, gezwungen, beide Besitztümer im herzoglichen Bereich an den Rat der Stadt Leipzig zu verkaufen. ...

Die Folgen für die Bewohner waren gravierend. Eine herzogliche Kommission wurde eingesetzt, die gegen die Lehelitzer und Krostitzer ermitteln sollte. Auf den Bericht der Kommission hin befahl der Herzog die Einleitung eines Strafverfahrens und liess die Beschuldigten einsperren. Dann wurde am 16. März 1531 das Urteil verkündet, nach welchem die 23 Gefangenen bis zum 1. Mai ihre Häuser, Höfe und Güter verkaufen und das Herzogtum verlassen sollten. Als Geldstrafe wurde ihnen auferlegt, den Wert für den Zehnt, den sie unberechtigterweise dem Hohenleinaer Pfarramt zugeführt hatten, an das Delitzscher Amt zu zahlen – und zwar für die vergangenen 4 Jahre. Zugleich sollte ein jeder von ihnen einen Bürger

23

stellen, den sie schadlos zu halten hatten, und der wiederum für die Erfüllung der Strafzahlungen bis zum 16. April, für die Erfüllung des Verkaufs der Häuser und Höfe und für die lebenslange Ausweisung bis zum 1. Mai mit dem «eigen leibe» haftete. Es ist erstaunlich, dass unter diesen Bedingungen jeder Gefangene einen Bürgen fand. Letztendlich scheint die Ausweisung auch dem Landesherrn (und den neuen Dorfherrschaften) als nicht besonders vorteilhaft erschienen zu sein, da damit auch eigene verlässliche Einkünfte geschmälert wurden. So liess der Delitzscher Amtsmann am 21. Mai wieder vorladen, und zwar die Betroffenen aus Krostitz, Lehelitz und «Lynau» (Hohenleina, wohin offenbar einige aus den anderen Dörfern bereits geflüchtet waren). Er stellte ihnen vor, dass der Räumungsbefehl aufgehoben werde, allerdings unter der Bedingung, dass die Verurteilten bei ihren ordentlichen und geistlichen Richtern Busse zu leisten und hinfort «in die alten geordneten Kirchen alten Gebrauchs gehorsamlich» zu gehen hätten. Alles unberechtigt nach Hohenleina gegebene Getreide und die Zinsen müsste noch einmal in gleicher Höhe an das Delitzscher Amt gegeben werden.

Die apokalyptischen Reiter

Besonders ergreifend ist die Schilderung, wie der dreissigjährige Krieg sein grosses Leid am Ende auch in die Dörfer rund um Krostitz trug, obgleich der Fürst alle seine Macht dafür einsetzte, neutral zu bleiben. Beispielhaft dafür ein Abschnitt über ein erhaltenes Sterberegister.

Nach dem biblischen Buch der Offenbarung gesellt sich zu dem apokalyptischen Reiter des Krieges bald schon die Pest. Noch vor der grossen Pestwelle von 1637 brachen vereinzelt Seuchen aus – so Ende 1631 und Anfang 1632 in Eilenburg, im Sommer 1633 im Hohenleinaer Filialort Priester und in Kupsal. Durch das spätere Niederbrennen der Dörfer fehlen die meisten Kirchenbücher und damit auch genaue Nachrichten vom zeitlichen und geographischen Ausmass der Epidemie. Nur durch Zufall dürfte sich das Sterberegister von Priester erhalten haben, welches

24

uns mehr über die Geschicke des kleinen Ortes in den Jahren 1633-34 erzählt. Hier war der Schuster Johannes Eichner schon seit 15 Jahren als erster Schulmeister von Priester tätig. Hier im Filialort führte Eichner auch die zugehörigen Kirchbücher für Pfarrer Schellenberg. Die Zeit des grossen Sterbens setzte in dem kleinen Dorf und dem Nachbarort Kupsal im Frühsommer des Jahres 1633 ein. Gleich von Anfang an war die Familie des Schulmeisters betroffen: Am 10. Juni sterben an der Seuche zwei seiner Schwägerinnen, am 1. Oktober sein fünfjähriger Sohn David, am 3. Oktober die 16jährige Tochter Elisabeth, am 4. Oktober der 6jährige Sohn Elias, und schliesslich am 5. Oktober seine Frau. An diesem Tag kommentiert er die von ihm geführte Sterbeliste:

«Ach elendes Betrübnis vorstirbet mir Johan Eichnern Schulmeister mein liebes Weib Margerita geschwindt hinder den Kindern her, den 6. Octob. wirt den 7. Zur erden bestattet mit einer LeichPredigt in gar gefehrlichen sterbens und Kriegsleufften. Ach Gott schütze uns, und stebe uns gnedig bey in diesem trübseligen Zustande.»

Zu Beginn des neuen Jahres hegt Johann Eichner offenbar die Hoffnung, für seinen letzten verbliebenen Sohn Johannes und sich selbst etwas zum Guten hin ordnen zu können. Er plant wohl um seines kleinen Sohnes willen eine schnelle Wiederverheiratung, die schon 4 Monate später vonstattengehen soll. Doch dann erkrankt er selbst an der Seuche und stirbt am 18. Februar 1634, exakt an dem Tag seiner geplanten Hochzeit. Bald darauf, am 11. März, verstirbt auch sein Sohn Johannes an der Seuche. Innerhalb eines guten halben Jahres sind also, wie das Sterberegister anmerkt,

«er, sein Weib und alle Kinder an der schädlichen Pest nach Gottes Wille verstorben, Gott gebe ihnen eine sanfte Rube und selige Auferstehung zum ewigen Leben. Amen.»

Ob es sich bei der Epidemie tatsächlich um das Pestvirus handelte, kann nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Möglicherweise handelte es sich auch um Ty-

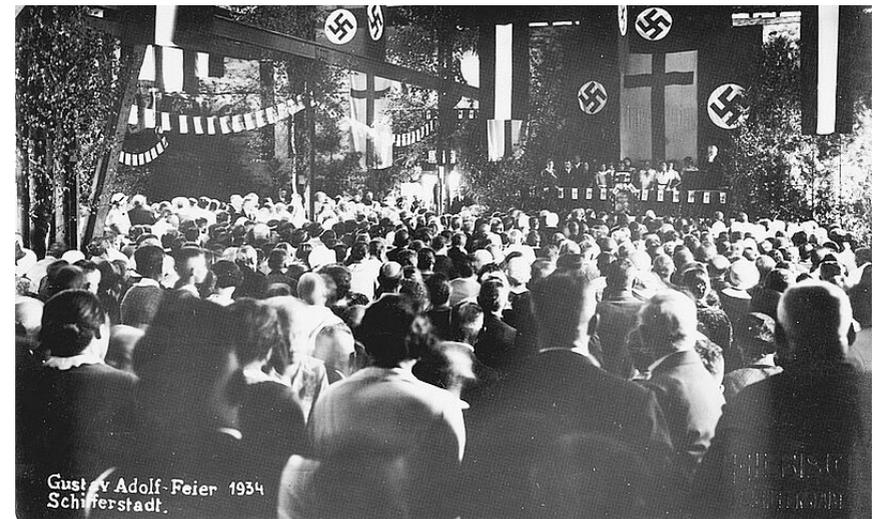
25

phus. Insgesamt verstarben an der Krankheit innerhalb eines knappen Jahres 86 Bewohner aus Priester und Kupsal. Sie wurden «die meisten mit Leichenpredigten» begraben: Schellenberger war zu jenem Zeitpunkt noch nicht aus Hohenleina geflohen, sondern beerdigte, so gut er es vermochte, die vielen Opfer. Vielleicht war er auch derjenige, der die zitierten Worte unter die letzten Einträge des Schulmeisters niederschrieb. Was konnte ein Pfarrer in solch einer bedrückenden und angstvollen Situation sagen? Erstaunlicherweise wirken die wenigen Worte ruhig und gefasst. Dass eine Krankheit nur die äussere Todesursache darstellt, weil ein jeder Mensch letztlich und zutiefst an Gottes Willen stirbt, ist eine Erkenntnis, die nur im ersten Moment bitter wirkt. Und dass man diesen Menschen dann vertrauensvoll Gott anbefiehlt, den man bittet um «eine sanfte Ruhe und selige Auferstehung zum ewigen Leben», das ist nur im ersten Moment eine Vertröstung. Trost hat oft den Charakter einer Vertröstung und lebt schlicht aus der Nähe dessen, der die Vertröstung ausspricht. Und wenn sich diese Person bislang als vertrauenswürdig erwiesen hat, dann hat man gute Gründe, ihr auch in den noch nicht abzusehenden Dingen zu vertrauen. Was Schellenberger und den geplagten Dorfbewohnern mitgegeben worden war, war das Wissen um Gottes Tun an seinem Volk Israel und unter allen Völkern im Namen seines Sohnes Jesus Christus. Sie besaßen deshalb ein grosses und kaum zu widerlegendes Vertrauen in ihrer Sicht auf die letzten Dinge.

Vom Glauben an die Tugend zum Glauben an den Führer

Am barocken Hochaltar der Kirche wird deutlich: Die aufklärerische Tugendlehre und die nachfolgende Romantik öffneten die Tür zu nationalistischen Gefühlen, so dass nach der Katastrophe des 1. Weltkrieges auch zurückhaltende und kritische Geister der Faszination erlagen, die von dem «herrlichen Führer» Adolf Hitler ausging. 1934 wurde der Himmelfahrtstag erstmalig zum gesetzlichen Feiertag erklärt. An diesem Tag wurden in einem Festumzug die neu gegossenen Glocken

26



Gustav Adolf Feier 1934 im hakenkreuzgeschmückten Kirchgemeindesaal in Schifferstadt. Ähnlich, wenn auch nicht ganz so pompös sah es in der Kirche Hohenleina aus.

zur Filialkirche Priester gezogen, und nach dem gemeinsam gesungenen Gotteslob hielt der Ortspfarrer Friedrich Baentsch eine Ansprache, die der Zeitungsbericht wie folgt zusammenfasste:

«Sodann ergriff Pfarrer Baentsch das Wort zu einer Ansprache, der er das Evangelium am Himmelfahrtstage, Markus 16, Vers 14-20 zugrunde legte. Seine Mahnung erging an die Gemeinde, das Wort: ›Gebet hin in alle Welt und predigt das Evangelium‹ in die Tat umzusetzen, was jetzt dank der Führung Adolf Hitlers wieder leichter geworden ist. Deutsch sei die Sprache der Glocken.»

Wie die erste Glocke hinaufgezogen wurde, sang ein Chor:

«Gott lob! Nun holten wir sie ein, die uns zu unsers Herzens Pein im Kriege einst genommen.»

Beim Aufzug der anderen Glocke sang man:

«Wir danken Gott, der voller Gnad, in Hitler uns den Führer gab, dass wir

27

nach langer Klage nach Kämpfen hart und gar sehr schwer im Glauben und mit Beten hehr nun sehen bessere Tage. Gläubig, einig heilige Zeiten voller Freuden wir erleben. Im Gebet vor Gott wir stehen.»

In der Woche darauf beantwortete Baentsch einen Brief von Friedrich Schirmer, der als gebürtiger Hohenleinaer und emeritierter Oberbürgermeister Wittenbergs zahlreiche Fragen zum Altar der Laurentiuskirche gestellt hatte – insbesondere zu den stark gedunkelten und kaum noch lesbaren Inschriften unter den allegorischen Figuren:

«Unter dem von Ihnen genannten Standbild stehen die Worte: »Glaube richtig«. [...] Ich habe auch sehr wenig Zeit nachzusehen. Die arische Abstammung nimmt gar zu viel Zeit in Anspruch. Auch hatte ich in letzter Zeit sehr viel zu tun, da Priester neue Glocken erhalten hat.»

Zu dieser Zeit war die Ausgrenzung «nichtarischer» Menschen längst schon das tägliche Geschäft in den Amtsstuben. Dabei betrieb Baentsch für einige ortsbekannte Personen aussergewöhnlich umfangreiche Recherchen, die sich zu narrativen Familienchroniken auswuchsen. Die Aktivitäten überschlugen sich, ein nüchternes Prüfen des «Glaube-richtig» fand nicht mehr statt. Im Frühjahr darauf startete er eine Baumpflanzaktion, die bis heute die Ansicht von Hohenleina und der Kirche prägt. Der Weg über den Kirchhof zur Priesterpforte wurde mit zwei Reihen Pyramideneichen bepflanzt. Die Aktion startete am 10. April 1935 und endete am Palmsonntag, vier Tage später, mit der Pflanzung der letzten Eiche vor der Kirchentür durch die frisch Konfirmierten. Ob man die Erinnerung an eine angeblich «nordisch-germanische Kultstätte mit altheiligen, hohen Bäumen» (F. Schirmer) beschwören wollte?

Einen Monat darauf wurde das 25jährige Jubiläum der Frauenhilfe gefeiert. Diese war 1910 durch Pastor Obermann gegründet worden, zählte im ersten Jahr 34 Mitglieder und hatte sich vor allem in der Armen- und Krankenpflege engagiert – nicht zuletzt durch die Errichtung der Hohenleinaer Schwesternstation im Mai

1913. Zur Silbernen Jubiläumsfeier zogen die Besucher durch die frischgepflanzte Allee in eine ausserordentlich reich geschmückte Kirche: Mit Birkenzweigen war der Chor und das ganze Kirchenschiff begrünt, Girlanden umrahmten die Jubiläumszahl an der Kanzel und das Hakenkreuz unter der Orgelempore. Ein Foto mit ausradiertem Emblem ist vermutlich nur deshalb im Album der Familie Baentsch erhalten geblieben, weil man die arbeitsintensive Gestaltung in Erinnerung behalten wollte. Neben der geschmückten Kanzel waren zwei grossformatige Plakate angebracht, die wohl über den Jubiläumstag hinaus den Kirchenraum bestimmten. Das eine führte unter einem martialischen Lutherbild die Aufschrift «Gottes Wort deutsch» – eine Erinnerung an den nationalistischen Bibeltag, der 1934 in Halle stattgefunden hatte, zugleich an den Titel der deutschchristlich zurechtgestutzten Bibelausgabe von Hans Schöttler. Darunter ein Plakat mit Kreuz und dem Zitat aus Jeremia «Wohl dem Volk, des Gott der Herr ist» – welches in dem gesetzten Zusammenhang und unter dem Lutherbild auf das deutsche Volk zu beziehen war.

Machbarkeitswahn und Osterkerze

Im östlichen Deutschland ging die nationalsozialistische Diktatur fast nahtlos über in das totalitäre Regime der DDR. Die Kirchen wurden erneut an den Rand gedrängt. Unter Berufung auf einige (nicht ausgereifte) Gedanken Dietrich Bonhoeffers im Gefängnis entwickelten wegweisende Theologen die Vorstellung, die «Kirche im Sozialismus» könne zu neuer Lebenskraft finden, wenn sie die «pfarrerzentrierten» Strukturen überwinde und in der Vielzahl ihrer Gemeindeglieder zu einer «Kirche für andere» werde (wobei unbedacht blieb, dass diese Hoffnung bei Bonhoeffer selber in der Traumvorstellung von einer besitzlosen, asketischen Kirche wurzelte).

Für zahllose ökumenische Konferenzen und Arbeitspapiere wurde das Verheissungswort Jesaja 2,1-5 wegweisend: «Schwerter zu Pflugscharen!» Am 24. September 1983 schmiedete der Schmied Stefan Nau auf dem Wittenberger Kirchentag

aus einem Schwert eine Pflugschar. Da sich unter den vielen Zuschauern auch westliche Beobachter befanden, griffen die staatlichen Stellen nicht ein. Noch im selben Jahr setzte Karl Heinz Uth diese bildhafte Idee auch in Krostitz um und Wolf Teichmann schuf für die Laurentiuskirche einen Osterleuchter in der Gestalt eines zur Pflugschar geschmiedeten Schwertes.

Die Weiterentwicklung zum Osterleuchter korrigierte das ursprüngliche Motiv in einem wichtigen Punkt, denn das zugrundeliegende Bibelzitat sieht den Ermöglichungsgrund für eine Welt, in der Waffen nicht mehr benötigt werden, gerade nicht in einer Willensanstrengung des Menschen, sondern in dem, was der Gott Jakobs in den allerletzten Tagen tun wird (Micha 4,1–3).



«Schwerter zu Pflugscharen!» Das Denkmal vor dem UNO-Gebäude in New York und der aus einem Schwert geschmiedete Ständer für die Osterkerze in der Kirche Krostitz. Wo hat die Hoffnung auf einen gerechten und dauerhaften Frieden tragfähige Wurzeln? Im Willen des Menschen, der sich selber dazu ermächtigt – oder in der Flamme der Kerze, die daran erinnert, dass Jesus Christus die Sünde der Welt getragen hat und aus dem Tod auferweckt worden ist?

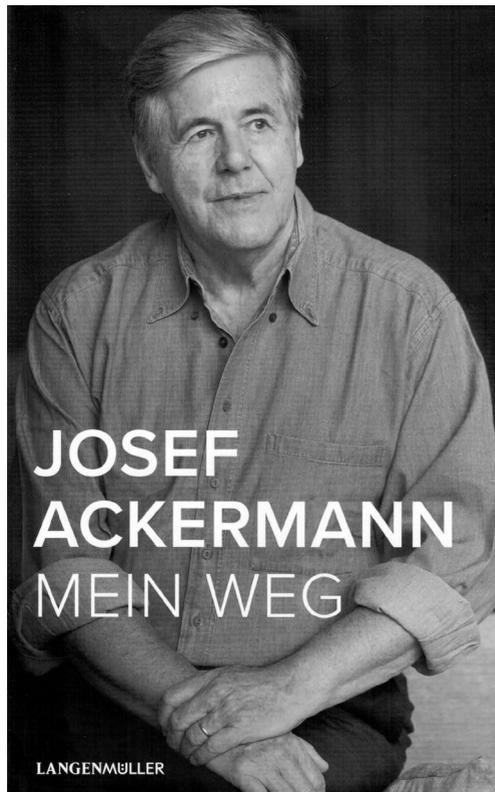
Demgegenüber steht die Umdeutung, die der sowjetische Künstler Jewgeni W. Wutschetitsch vornahm, als er 1959 die Skulptur für den Platz vor dem UNO-Hauptgebäude in New York schuf. Hier ist es der muskelbepackte Mensch selbst, der durch eine heroische Kraftanstrengung und mit sichtbarer Gewaltanwendung das Friedenswerk vollbringt. Der Mensch wird zu einem Prometheus, der keinen «Gott Jakobs» mehr braucht, geschweige denn eine Weisung von Jerusalem her oder ein Gerichtswort über die vielen Völker und mächtigen Nationen. Der Osterleuchter aber, der später ebenso für die Kirchen in Mocherwitz, Krenitz, Priester und Behlitz dupliziert wurde, verbindet das Motiv eines zur Pflugschar umgeschmiedeten Schwertes tatsächlich mit einem Wort aus Jerusalem: «Er ist auferstanden!». Die Botschaft, an die die Osterkerze erinnert, hat eine fundamental andere Hoffnung unter den jüdischen Nachfolgern Jesu entzündet und sie damit als Apostel unter die Völker gesandt als die Botschaft, dass der Mensch selbst seines Glückes Schmied sein könne.

Dies sind einige wenige Einblicke in das Buch, das durch die 1500 Jahre führt, in denen im Dorf Krostitz Menschen in sehr unterschiedlichen Lebensbedingungen darum gerungen haben, dem Namen Jesu treu zu bleiben. Viele kostbare, auch für mich neue Erkenntnisse, sind derart vielschichtig, dass ich sie hier nicht referieren konnte. Wer das ganz Buch lesen möchte, kann es im Buchhandel zu unterschiedlichen Preisen bestellen (bei exlibris auch kostengünstig als eBook). Auch die Stiftung nimmt gern Bestellungen entgegen und leitet sie an den Autor weiter; dieser schickt Interessierten das Buch zum Preis von CHF 15 direkt zu (inklusive der Portogebühren).

Das Wichtigste: Vertrauen

Ein herausragender Schweizer Banker schaut zurück

«Dr. Ackermann – Sie haben die Welt gerettet», sagte der Direktor der deutschen Bundesanstalt für Finanzdienstleistungsaufsicht, nachdem es im September 2008 dem Schweizer Banker in letzter Minute gelungen war, die Bundeskanzlerin Angela Merkel zu überzeugen, mit 20 Milliarden Euros den Zusammenbruch der «Hypo Real Estate» und damit einen Kollaps des weltweiten Zahlungsverkehrs zu verhindern. Die unersetzbar wichtigste Stütze für das ganze Finanzsystem, das Vertrauen, hatte tiefe Risse. Nur mit immer noch grösseren Geldspritzen konnte es wiederhergestellt werden. Josef Ackermann war es gelungen, die politischen Machthaber in Deutschland davon zu überzeugen, dass es einzig ihnen möglich, und dass es



deshalb ihre indiskutable Pflicht sei, mit dem Geld der Steuerzahler die Banken des Landes zu retten.

Nun blickt Ackermann in einem Buch mit 460 Druckseiten zurück auf seinen Lebensweg. Und er widerspricht dem Direktor nicht. Er hat ein gesundes Selbstbewusstsein. Auch er ist überzeugt, dass er aussergewöhnlich viel für das Wachstum und den Erhalt von Wohlstand und sozialem Frieden in der westlichen Welt geleistet hat. Sein Buch liest sich leicht. Manchmal wird der Leser von der Schilderung dra-

32

matischer Stunden gepackt. Manchmal bietet der Autor über viele Seiten hinweg Überlegungen zu den Voraussetzungen für eine verantwortungsvolle Praxis im globalisierten Bankgeschäft mit seinen immer noch komplexeren Produkten. Ihnen kann der durchschnittliche Leser nur folgen, ohne eine Chance auf ein eigenes Urteil zu haben. Und oft erzählt Ackermann im Plauderton von seinem Arbeitsalltag, von Begegnungen mit den Mächtigen und Reichen und von seinen eigenen Vorlieben und Lebenseinstellungen. Gelegentlich gleitet er dabei von erschütterndem menschlichem Leid in sein eigenes Empfinden, das er mit eher floskelhaften Formulierungen festhält, und stellt sein persönliches Urteil über die Beschreibung seiner Gesprächspartner. Gerade dieses Ungeglättete verstärkt den authentischen Eindruck. Es scheint, dass der Banker das Buch tatsächlich nicht hat schreiben lassen, und dass er auch nicht professionellen Schriftstellern den Auftrag erteilt hat, es zu straffen und aufzupeppen. Es scheint, dass er das Buch selber diktiert oder womöglich sogar selber in den Computer getippt hat.

So bietet das Buch kostbare Einblicke in die Art und Weise, wie einer der mächtigsten Männer aus unserem kleinen Land seine grosse Lebensaufgabe verstanden und sie zu erfüllen versucht hat in den Jahrzehnten, in denen rund um den Globus die Menschen in einem atemberaubenden Tempo immer noch grössere Möglichkeiten erhielten, weil die technischen Hilfsmittel ihnen immer noch mehr Informationen, Unterhaltungsangebote und Welterklärungen in immer noch rascher zugänglichen Formaten boten. Ackermanns Schilderung seines Lebensweges nimmt seine Leser mit auf einen Spaziergang durch die schönen Versprechen und die unheimlichen Gefahren, durch die unsere Welt zu dem geworden ist, was sie ist.

Urvertrauen

Stets wieder äussert Josef Ackermann seine tiefe Dankbarkeit dafür, dass er von seinem elterlichen Haus ein Urvertrauen mitbekommen hat. Er ist im St. Gallischen Mels aufgewachsen, hat an der Hochschule St. Gallen studiert, in der Schweizeri-

33

schen Armee als Regimentskommandant Erfahrungen gesammelt und in der Schweizerischen Kreditanstalt das Handwerk des Bankiers gelernt. Er weiss, was die dezentralen Ordnungen, die solide Berufsbildung und das hohe Mass an Eigenverantwortung den Eidgenossen an Freiräumen und offenen Wegen zur Wahrheitsfindung erschliessen.



Das Armeelogistikzentrum in Mels neben der Bahnlinie Chur-Ziegelbrücke und der Autobahn A3

Seine Bereitschaft, sich in fremde Sitten zu fügen, Würdenträger mit einem unerzwungenen Respekt zu begegnen und ihnen ihre Aussagen zunächst zum Guten auszulegen, sein Optimismus gepaart mit dem Willen, Risiken illusionslos wahrzunehmen, machten ihn für viele zu einem verlässlichen, angenehmen Partner. Vergleichsweise jung übernahm er als erster Ausländer die Verantwortung für die Deutsche Bank und steigerte in wenigen Jahren deren Gewinn, so dass sie den Banken der anderen europäischen Länder ebenbürtig wurde. Seine direkte Art trug dazu bei, dass er zum Gesicht von einem skrupellos gewinnorientierten Kapitalismus wurde, zum Inbegriff gieriger Manager, die nicht genug bekommen. Legendar wurde ein Foto, das ihn mit dem Finger zum Victory-Zeichen erhoben bei einem Gerichtstermin zeigt – noch bevor der Prozess begonnen hatte. Typisch, kommentierten die Journalisten (und urteilten die Leser): Ein Finanzmensch, der

34

sich präsentiert, als stehe er über dem Gesetz. In Wahrheit war beim Warten auf die Prozessöffnung die Rede auf den Sänger Michael Jackson gekommen, der zu spät zu seinem Gerichtstermin erschienen war – und der das unverfroren mit dem Victory-Zeichen quittiert hatte. Wie die Gesprächspartner bezeugten, hatte Ackermann ihn imitiert – was aber niemanden interessierte, nachdem das Foto erst einmal in allen Medien aufgeplopt war.



In einem (bewusst hässlichen, konfrontativ kapitalismuskritischen) Kunstwerk an einer Toilettenwand in Ludwigshafen am Bodensee wird Josef Ackermann unter den Mächtigen der Welt dargestellt mit dem berühmt-berüchtigten, übelwillig gedeuteten Victory-Zeichen. (©Wikicommons)

Zu gross für unser kleines Land

Josef Ackermann macht sich keine Illusionen. Er weiss: Die nächste Finanzkrise kommt bestimmt. Niemand kann sagen, wann und wie – doch es wird sie geben: Weil die Menschen so sind, wie sie sind. Er weiss auch: Die Schweiz muss sich deswegen ganz besonders grosse Sorgen machen! Denn nach dem schändlichen Zusammenbruch der Crédit Suisse ist die UBS nun eine Bank, viel zu gross für ein

35

kleines Land wie die Schweiz.

«Wie gross die Dimension ist, zeigt dieser Vergleich: Die Deutsche Bank entspricht in der Bilanzsumme einem Drittel des Bruttosozialproduktes von Deutschland, J. P. Morgan einem Siebentel des US-Bruttosozialproduktes, doch die UBS entspricht dem Doppelten des Schweizer Bruttosozialproduktes.» «Aus der Sicht der Steuerzahler und Stimmbürger stellt die UBS/CS mit einer solchen Grösse ein Damoklesschwert dar, das nie fallen darf.»

Kurz:

«Die UBS ist derart gigantisch, dass eine Rettung im Katastrophenfall alle Beteiligten überfordern oder gar in den Ruin treiben kann.»



Das Schwert hängt an einem Faden über dem ruhmredigen Damokles. Aus einem Lehrbuch der Moral, 16. Jahrhundert (©Wikicommons)

Trotzdem gilt: Die Bank, die nicht in Konkurs gehen darf, hat gerade deshalb eine unausgesprochene Staatsgarantie. Das aber kann dazu führen, dass «einzelne Topmanager ungebremst und ungehemmt neue gefährliche Risiken eingehen». Unversehens kann das nun die gesamte Schweizer Bevölkerung ins Elend ziehen. Denn es ist wenig wahrscheinlich, dass in der UBS zukünftig nur noch Topleute am

36

Werk sein werden, die ausnahmslos alle moralisch integer und damit gefeit sind vor der Versuchung, die Existenz ihrer Bank mit unverantwortlichen Aktionen zu gefährden.

Was ist dagegen zu tun?

Hätti u Wetti

Für den Leser ist es beunruhigend: Ackermann macht viele Vorschläge – alle im Konjunktiv. «Hätti u Wetti si Brüderli gsy u hei beidi nüt gha», pflegte eine Nachbarnsrau uns Kindern zu sagen, wenn wir im Konjunktiv unsere guten Absichten



links oben Verabschiedung vom IIF in Kopenhagen, 2012
links unten In Gespräch mit Angela Merkel
oben Mit dem damaligen US-Präsidenten Bill Clinton in Davos
Mitte Mit dem Ehepaar Bush (sen.) sowie
unten Michail Gorbatschow und Friede Springers beim 20-jährigen Jubiläum des Mauerfalls in Berlin



Das Buch enthält 24 unnummerierte Seiten mit Fotos, die Ackermann zusammen mit politischen Machthabern, einflussreichen Wirtschaftsleuten, erfolgreichen Sportlern und herausragenden Künstlern zeigen. Hier die Doppelseite mit Angela Merkel, Bill Clinton, das amerikanische Präsidentenehepaar Bush sen. und Michail Gorbatschow.

37

äusserten. Es gibt deshalb gute Gründe, sich ernsthaft Sorgen zu machen. Wenn ein hoch begabter Banker wie Ackermann zum einen eindringlich feststellt: Mit guten Absichten ist nichts gewonnen – und dann selber zu nichts anderem findet als gut gemeinten Mahnungen: Dann muss jeder, dem unser Land lieb ist, sich Sorgen machen.

Ein Bankier muss zweifellos rechnen können. Und Ackermann kann das, sehr gut, sehr genau, auch mit dem Bauch! Er ist ein Schweizer, wohltuend pragmatisch, geerdet. Doch durch sein Buch zieht sich ein inflationärer Gebrauch von Superlativen, die eigenartig blass bleiben: Top-Talente, herausragend, berühmteste, brilliant, höchste, exquisit, Stars... Trotz seinen gegenteiligen Bemühungen gleiten seine Urteile von der Qualität ins Quantitative. Die Menge verdrängt die Eigenschaften. Der Wert, der berechenbar ist, der Erfolg, der sich in Zahlen belegen lässt, triumphiert über das Geheimnis, dass etwas gut und schön und wahr sein kann, auch wenn es klein und niedrig und unbedeutend ist.

Dichter und Denker

Ackermann beruft sich auf Shakespeare: Die Welt ist eine Bühne, auf der jeder von uns ein kurzes Gastspiel gibt. Noch wichtiger ist ihm Goethe, insbesondere sein «Faust»:

«Wer immer strebend sich bemüht, den können wir belohnen!»

Dabei bleibt unbedacht, dass jeder Schauspieler nur so gut sein kann wie das Stück, das ihm seine Rolle zuteilt, und dass ein guter Autor auch für einen unbegabten Menschen eine Rolle vorsehen kann, die der Handlung ihre alles entscheidende Wende verleiht. Ebenso bleibt unbedacht, dass Goethes Faust von Mephistopheles betrogen wird: Die Aktivitäten, über die sich Faust derart freut, dass er den Augenblick festhalten will (und sich damit dem Teufel ausliefert), sind in Wirklichkeit ein geschickt inszeniertes Schauspiel, nur Lärm. Wie anderthalb Jahrhunderte später der Beatles Paul McCartney lässt auch Goethe ein Ewig-Weibliches mit der

38



Max Beckmann zeichnet um das Jahr 1943 den Schlussakt von Goethes Faust II: Lemuren, also Verstorbene, erwecken den Schein von einer menscheitsbeglückenden Geschäftigkeit. Betrogen meint Faust, nun sei der Augenblick gekommen, den er auf ewig festhalten möchte. Erlöst wird er aber, weil auch Mephistopheles betrogen ist und Gott den Strebenden belohnt. So hat Goethe die biblische Verheissung mit der modernen deutschen Philosophie zu verweben versucht.

Blinde Flecken

Josef Ackermann war als Kind einer formell katholischen Familie auch Messdiener. Er hat aber keine evangelischen Choräle gesungen und hat kaum etwas mitbekommen von der Hinwendung zur Bibel, die nach dem 2. Vatikanischen Konzil auch in der katholischen Kirche einen Moment lang neue Frömmigkeitsformen inspirierte. Er weiss kein Wort zu sagen über den wichtigsten Mann der Menschheitsgeschichte, von dem viele Millionen von Menschen seiner Nachfolger sagen und singen, dass er tatsächlich die Welt gerettet hat. Jesus bleibt in Ackermanns Buch unerwähnt und unbedacht. Eigenartigerweise scheint er nie darüber nachgedacht zu haben, was durch Christus in die Welt gekommen ist und den Boden bereitet hat

39

Mutter Maria verschwimmen und verspricht dem Strebenden eine Gnade, für die es keinen Anhalt gibt in der Realität. An diesem Punkt scheint sich Ackermann trotz seinem Pragmatismus gerne dem Wunschdenken hinzugeben.

für das, was wir nun die westliche Welt nennen. Die Gleichnisse von den Talenten, vom Wachstum, von Schuldensanierung und Jungfrauen, die zu spät zum Händler eilen, weil sie mit keiner langen Wartezeit gerechnet haben – diese Bilder, die das Weltverständnis von vielen Generationen geprägt haben, bleiben in Ackermanns Rückblick auf sein Leben unbedacht. Erst recht weiss er nichts zu sagen über die eigenartige Rolle, die der Schöpfer des Himmels und der Erde dem Volk Israel zugewiesen hat, über die staatlichen Fürsorge- und Regulierungsmassnahmen im alten Ägypten, den Einbruch der Katastrophen, das Fundraising für das Tempelzelt oder den verführerischen Wohlstand in der salomonischen Regierungszeit. Er konstatiert zwar, dass der Konflikt um das heutige Land Israel unlösbar scheint, sucht aber keine Erklärung dafür.

Ebenso wenig macht er sich Gedanken darüber, was den Menschen in dem Land, dem er selber entstammt, ihren Freiheitssinn und ihren Willen zu einem pragmatischen Miteinander verliehen hat. Der Friedensstifter von Stans, Niklaus von Flüe, und sein Wort über den Reichtum, der sich auch im Himmel vermehren kann, treten nie in den Horizont, an dem er sich orientiert. Manches, das einem Verantwortlichen für die Glaubwürdigkeit von Währungen und Krediten zu denken geben könnte, und zu denken geben müsste, liegt ganz offensichtlich ausserhalb dessen, wofür sich nach seinem Urteil ein verantwortungsvoller Zeitgenosse interessieren muss.

Damit ist Ackermann alles andere als eine Ausnahme! Vielmehr bewegt er sich im breiten Strom dessen, was den Eliten der westlichen Welt in den letzten Jahrhunderten als bedenkenswert galt. Wie die überwältigende Mehrheit der akademischen Lehrer, der Journalisten und Künstler orientiert sich auch Ackermann an dem, was die Ingenieure und die Idealisten an Nützlichem und Strahlendem erschaffen. Zwar haben viele – oft staunend und noch öfters verärgert und missgünstig – wahrgenommen, dass den Juden im Spiel um die Ehre und Macht in dieser Welt eine aussergewöhnliche Rolle zukommt. Doch kaum jemand stellt sich

40

ernsthaft die Frage, weshalb dem so ist: Warum nimmt das Volk Jesu im Weltgeschehen eine derartig zentrale, leidvolle und immer wieder Neid erweckende Stellung ein? So dass auch Niklaus von Flüe die Ehrwürdigen in Bern im Namen des Juden Jesus grüsst? Auch Ackermann stellt sich diese Frage nicht.



Josef Ackermann war lange mitverantwortlich für das St. Galler Symposium, das während Jahrzehnten einen nachhaltigen Einfluss auf die heranwachsenden Verantwortungsträger in unserem Land ausgeübt hat.

Die Kirchen und die billige Kritik an ihnen

Die Hauptverantwortung für diese eigenartige Blindheit tragen nicht Ackermann und alle die vielen anderen «herausragenden Persönlichkeiten», die das weltweite Geschehen orchestrieren (und dabei von je wieder anderen «Zeitenwenden» überrascht werden). Hauptverantwortlich für diese Form der Realitätsverweigerung sind die Vertreter der Amtskirchen und ihre akademischen Lehrer. Sie haben den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs eingefügt in ein allgemeines Verständnis von Religion und Geschichte und haben den Menschen Zukunft und Hoffnung versprochen, ohne sich dafür auf das zu berufen, was Gott in seinem jüdischen Volk getan hat.

41

Josef Ackermann ist aus der Kirche ausgetreten. Er fand es unangemessen, dass hochrangige Kirchenvertreter ihn als gierig und skrupellos beschimpften, weil er einen Gewinn anstrebte, der demjenigen anderer Banken in Europa entsprach, und dass er zu diesem Zweck auch Mitarbeiter entlassen musste. Stattdessen, schreibt er, habe er seither den Betrag, den er der Kirche als Steuer schuldig gewesen wäre, nach eigenem Gutdünken an wohltätige Institutionen und Organisationen gespendet. Insgesamt etwa eine halbe Million Franken. Und er fährt fort und schreibt:

«Gewiss tun Kirchen auch viel Gutes, doch fügen religiöse Konflikte weltweit Menschen auch viel Leid zu. Gerade in der heutigen Zeit wird oft die Erkenntnis der Aufklärung zur Trennung von Politik und Religion rückgängig gemacht und einem religiösen Nationalismus geopfert. Man darf unterscheiden zwischen Glaube, Kirche und Konfession. Ich bin auf jeden Fall ein religiöser Mensch. Allein die wissenschaftlichen Erklärungen der Entstehung des Universums gelangen an einen Punkt, wo etwas Unerklärbares, eben Göttliches den ersten Impuls gegeben haben muss.»

Mit solchen beiläufigen Formulierungen reiht sich Ackermann ein in die grosse Schar derer, die sich im Hinblick auf Glaube und Religion mit hastig aufgeschnappten Vorurteilen das Nachdenken sparen. Er meint ernsthaft, die Trennung zwischen Politik und Gottesglaube verdanke sich der Aufklärung. Wie unzählige andere weiss er nicht, dass es Jesus ist, der diese Unterscheidung ins Denken und Empfinden der Menschen gezeichnet hat, als er – so einfach, anschaulich und unergründlich vielschichtig, wie nur er das vermag – eine Geldmünze in die Hand genommen und dazu das Wort geprägt hat:

«Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist».

Es scheint, dass der weltweit so einflussreiche Bankfachmann keine Ahnung davon hat, dass der Kampf um diese Unterscheidung die ganze Kirchengeschichte durchzieht, und dass gerade der Triumph des aufklärerischen Denkens diese Unterscheidung nachhaltig verwischt und damit totalitären Ideologien in einem nie

42

zuvor etablierten Ausmass den Weg bereitet hat.

Vor allem macht er sich keine Gedanken, ob der Impuls zu einem derart kunstvollen Werk, wie das Universum mit all seinen Lebewesen es ist, tatsächlich von einem «Etwas» ausgegangen sein kann: «Etwas Göttliches...» Ob es nicht viel wahrscheinlicher ist, dass dieser fantastisch fein gestimmte Lebensraum nur Wirklichkeit werden konnte, weil das so gefügt worden ist von einer Persönlichkeit, die weit herausragender sein muss als alle Herrscher, Manager, Denker, Ingenieure und Künstler aller Zeiten? So dass es uns Menschen wohl anstehen würde, zumindest ein paar Stunden lang ernsthaft darüber nachzudenken, ob dieser Schöpfer des Universums sich uns Sterblichen vielleicht doch mitteilen möchte, so wie das die Propheten Israels und die Apostel Jesu behaupten.

Nun aber steht Ackermanns Buch für das weit verbreitete Vorurteil, dass der Glaube Privatsache und dass das Nachdenken über das Evangelium deshalb keine Pflicht eines verantwortlichen Zeitgenossen sei.

Die marxistische Weltsicht an der HSG St. Gallen

Schon auf der Seite 52 seines Buches referiert Ackermann mit grosser Hochachtung, was er von seinem Doktorvater, Professor Hans Christoph Binswanger («einer Kapazität auf dem Gebiet der Geldtheorie») gelernt hat. Dieser versuchte in seinem 2005 erschienenen Buch «Geld und Magie» eine ökonomische Deutung von Goethes «Faust». Er war überzeugt, dieses Theaterstück sei das modernste aller Dramen, weil es die Faszination thematisiere, die von der Wirtschaft ausgeht. Ackermann stimmt seinem Doktorvater zu, wenn dieser meint, an der Wirtschaft entscheide sich das Schicksal der ganzen Welt:

«Ihr ‚Gedeihen‘ oder Wachstum, schrieb Binswanger, ist längst zum einzigen verbindlichen Massstab für die Entwicklung der Menschheit geworden.»

«Einzig», «allein» die Wirtschaft, pointiert Ackermann mit seinem akademischen Lehrer, biete das Mass, an dem sich das Wohl und Weh aller Menschen messen

43

(und damit zum Gegenstand einer vernünftigen Verständigung machen) lasse. Das nimmt für die Wirtschaft in Anspruch, was die alttestamentlichen Schriften für den Gott Israels beanspruchen, die Stellung also, die dann in der römisch-katholischen Kirche dem Lehramt und in den reformatorischen Kirchen dem Kanon der heiligen Schriften zugeschrieben worden ist. Die Kirche, meint man in Rom, nein, die Bibel, widersprach man in Wittenberg und Zürich – nein, die Wirtschaft, sagen nun der St. Galler Professor Binswanger und sein Schüler Josef Ackermann: Sie bietet das Mass, mit dessen Hilfe sich eruieren lässt, was für die Entwicklung der Menschheit heilsam und gut, und was für sie hinderlich und schädlich ist.

Ackermann macht sich nicht klar, dass er sich damit die marxistische Erklärung des Weltgeschehens zu eigen gemacht hat. Er macht sich nicht klar, dass mit dieser zentralen Annahme sein Denken geformt wird von dem, was Karl Marx den kommunistischen Herrschaftssystemen als die alles entscheidende Orientierungshilfe



Ohne sich das klarzumachen, übernimmt Josef Ackermann die zentrale Voraussetzung der marxistischen Weltansicht: An den wirtschaftlichen Verhältnissen entscheidet sich das Schicksal der Menschheit. Proteste gegen Präsident Trump in Berkeley 2017 im Namen von Karl Marx (©Wikicommons)

mitgegeben hat, nämlich das alles dominierende Vorurteil, dass nicht Ideen, nicht Gefühle, kein Glaube und kein Gotteswort, sondern dass die Mechanismen der Warenproduktion und die wirtschaftlichen Besitzverhältnisse die Geschichte der Menschheit schreiben! Auch die Hochschule St. Gallen ist, so gesehen, alles andere als eine neoliberale Kaderschmiede für Kapitalisten! Den meisten Dozenten unbewusst leiten vielmehr kommunistische Grundannahmen das Erkenntnisbemühen: Die Axiome Karl Marx' reduzieren die Wahrnehmung auf das Wenige, das sich – zumindest in Gedanken – analysieren, überblicken und mit Hilfe von ökonomischen Modellen auch tatsächlich in hohem Mass formen und stabilisieren lässt.

Gestalten – besser als Gott?

Gestalten, möchte Josef Ackermann, nicht nur verwalten. Damit distanziert er sich von dem bescheideneren Verständnis der menschlichen Aufgabe, das viele Generationen angeleitet hat: Sie wussten, dass es unser menschlicher Teil ist, die uns anvertrauten Güter getreu zu verwalten, während nur Gott das Weltgeschehen und das Schicksal eines jeden einzelnen Menschen gut gestalten kann – so nämlich, dass am Ende diejenigen, die ihm vertrauen, verklärt werden in das Bild dessen, der als einziger die Menschen wahrhaft geliebt hat (2. Korinther 3,18).

Wenn dagegen die Wirtschaft zum «einzigem» verbindlichen Massstab für die Entwicklung der Menschheit erklärt wird, verengt das die Wahrnehmung und fördert den anmassenden Anspruch, wir Menschen könnten und müssten gestalten, was aus der Menschheit wird.

Jesus lehrt uns in dieser Hinsicht etwas anderes, bescheidener und präziser differenziert. Tatsächlich hat ja der Schöpfer uns Menschen den Auftrag verliehen, die Erde zu beherrschen! Deshalb können wir in der Tat vieles hier auf der Erde überblicken, berechnen, planen und am Ende auch zum Vorteil von Menschen und Tieren gestalten! Doch der Schöpfer hat uns Menschen auch gewarnt. Wenn

wir uns mit unserem tatsächlichen und unserem nur eingebildeten Wissen und

Können über das irdisch Begrenzte erheben und nach der Erkenntnis des Guten und Bösen greifen, geraten wir in einen beschämenden Widerspruch zwischen dem, was wir können und dem, was wir für uns in Anspruch nehmen. Wir fallen von oben herab, mit einem vermeintlich «herausragenden» moralischen Wissen unsere Urteile – so wie auch Ackermann im Vorbeigehen das Leid beklagt, das religiöse Konflikte verursachen, ohne weiter darüber nachzudenken, wie Jesus dieses Konfliktpotential des Religiösen erklärt und bekämpft hat.

Gegen den Vertrauensverlust – im Finanzsystem und in den Kirchen

In seinem Bemühen, unser Land zu wappnen gegen die Gefahren, die ihm von den unweigerlich kommenden nächsten Krisen drohen, verlässt Josef Ackermann dann doch das Hätti und Wettli und formuliert eine einfache, klare Erkenntnis. Diese kann auch den Kirchen (und den theologischen Fakultäten) einen Weg bahnen, so dass sie wieder ihre Mitverantwortung für das Wohl unseres Landes übernehmen.

Ackermann schreibt:

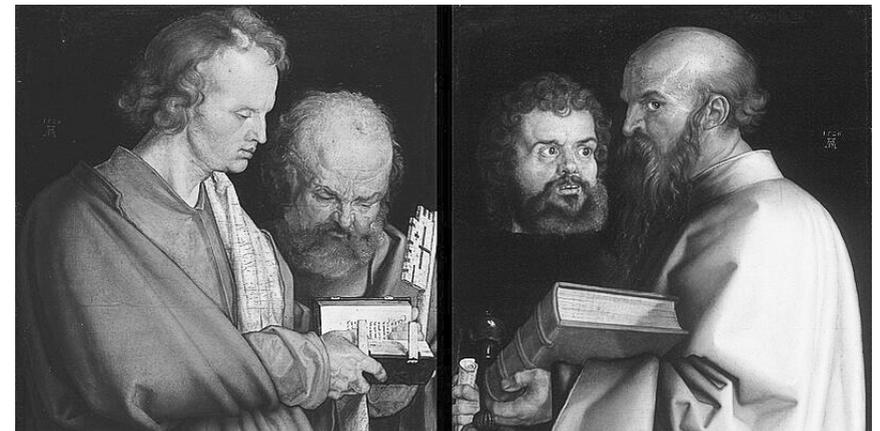
«Einmal mehr zeigt sich, dass solide Daten wie Eigenkapital oder Liquiditätspuffer bei dramatischen Krisen wie Bank Runs oder Kurseinbrüchen nicht viel zählen. Ein Vertrauensverlust als Hauptursache ist durch keine Statistik wettzumachen. Durch Schönreden und Beschwichtigen schon gar nicht. Der gute Wille allein reicht nicht. Übersicht und Weitsicht sind unverzichtbar, spezielle Kenntnisse und Einholen von Expertise ebenso.»

Auch für die Kirchen muss es – wie zu allen Zeiten! – heute darum gehen, Vertrauen zu gewinnen. Das können sie nur, wenn sie beharrlich und ruhig aufzeigen, aus welchen guten Gründen man ihrem Auftrag, ihren Arbeitswerkzeugen – und vor allem ihrem Auftraggeber vertrauen kann.

Dabei gilt, wie schon zur Zeit von Bruder Klaus: Mit Schönreden und Beschwichtigen ist auch in den Kirchen nichts gewonnen. Der gute Wille allein reicht nicht.

Es braucht solide Kenntnisse und Weitsicht. Auch die Familie von Niklaus von Flüe **46**

musste sich die Pfarrer suchen, die persönlich glaubwürdig waren, sich aber auch um fundierte, aktuelle Kenntnisse und ein umsichtiges Urteilsvermögen bemühten. Diese Theologen hat Niklaus von Flüe in den beiden Seelsorger Heini am Grund und Oswald Ysner gefunden. Ohne sie wäre der Friede von Stans und damit der Ausgleich zwischen Stadt und Land, Gross und Klein, niemals möglich geworden. Auch heute müssen alle, denen das Wohl unseres Landes am Herzen liegt, sich deshalb ernsthaft fragen: Wo finden sich die Menschen, die mit Sachverstand, Expertise, Weitblick und persönlicher Einsatzbereitschaft das Vertrauen auf Gott neu zu begründen helfen? Ohne die Pfarrer und Pfarrerinnen und ihre Lehrer an den Universitäten wird das kaum möglich sein. Doch mit einem gutgläubigen Vertrauen auf sie, ohne sie kritisch zu prüfen, ebenso wenig.



Albrecht Dürer, 1526, Johannes, Petrus, Markus und Paulus. Kirche und Theologie sind einmal mehr gefordert, konzentriert und mit einem offenen Blick auf die Gefahren der Zeit ins Licht zu stellen, was dem Glauben an den Namen Jesu seine Glaubwürdigkeit verleiht.

Das Vertrauen, dem auch die Kirchen dienen, hat (wie Ackermann in Hinblick auf das Finanzsystem betont) immer zwei Komponenten: Eine reale, sachliche und eine persönliche. Es braucht solide Daten! Diese müssen auf zutreffende Weise **47** kontextualisiert und von erfahrenen Experten glaubwürdig präsentiert werden.

So wartet auch auf die Theologie und die Vertreter der Kirchen noch wieder die Aufgabe, mit einem weiten Blick über die Geschichte Israels und der Kirche aufzuzeigen, wie sich der Schöpfer in seinen Werken als verlässlich gezeigt, wie Jesus im Kommen und Gehen der Generationen seine Zusagen gehalten und auf welche Weise sich der Heilige Geist als vertrauenswürdig erwiesen hat. Besonders überzeugend ist dabei der Verweis auf Niklaus von Flüe und seinen kurzen, inhaltlich leicht zu überprüfenden Brief.

Um das in der Sprache eines Bankiers zu sagen: Die theologischen Experten müssen mit einer erfahrungsgesättigten Sicht über die verschiedenen Frömmigkeitsformen unserer Tage darlegen können, wo sich die Kirchen und Freikirchen von den immer kleineren Restbeständen an Glauben in einer falschen Sicherheit wiegen, und wo sie sich von neuen Produkten mit kurzzeitigen Erfolgen zu einem spekulativen Verhalten verführen lassen. Ein illusionsloser Blick in die Aktiven und Passiven muss klären, in welcher Weise die Kirchen den Kredit, den ihnen der Name Jesu verleiht, überzogen haben. Immer und immer wieder müssen sie sich dem einfachen Wort stellen: Alle Menschen sind Lügner. Nur einer ist es wert, ihm bedingungslos zu vertrauen: Gott. Nur so – «einzig» so! – in diesem Miteinander von Expertenwissen und Kinderglauben können die Kirchen ihren Teil dazu beitragen, dass unser Land noch wieder zu dem Vertrauen findet, aus dem vorangehende Generationen Frieden, Opfermut, Schaffenskraft und den langen Atem für ein geduldiges Miteinander schöpfen durften.

Möge das Buch von Josef Ackermann, weit über seine eigene Absicht hinaus, seinen Beitrag zu einer solchen Abkehr vom Wunschdenken und einer erneuten, nüchternen Sorge für die Grundlagen des Vertrauens leisten!

Donnerstag, 13. März 2025, 18.15 Uhr (Türöffnung 17.45 Uhr)

Politforum Bern, Käfigturm: «d freiheit gewinne»

Von Mani Matter zu Bruder Klaus von Flüe.

Mit den Liedern und den gedanklich scharfen Notizen des Juristen und Troubadours emanzipieren wir uns von Friedrich Schiller und suchen uns zu den realen Grundlagen für die Freiheit.

Die Teilnehmerzahl ist aus feuerpolizeilichen Gründen beschränkt. Eine Anmeldung ist unbedingt erforderlich: info@stiftungbruderklaus.ch

Samstag, 22. März 2025, 14 Uhr

Singsaal Wattschulhaus, Lindenstrasse 6, 8307 Effretikon

«wie gseit».

Mit Mani Matter üben wir uns, kritisch, faktenbezogen und mit einer bescheidenen Klarheit von Gott und über unsere Zeit zu reden.

Freitag, 11. April 2025, 19.30 Uhr

Reformierte Kirche Sarnen OW

Von Mani Matter zu Niklaus von Flüe



Freitagabend 29. – Sonntag 31. August 2025

Sommertage im Flüeli für Jung und Alt

«Der Name Jesu sei euer Gruss»

Wir lesen kurze, strahlend helle und wegweisende Texte über Jesus Christus aus der Kirchengeschichte (Irenäus von Lyon, Thomas von Aquin, Martin Luther, Albrecht von Haller) und im Katechismus der Stiftung («So hat Gott die Welt geliebt»). So üben wir uns, dieses Lob in unserem Umfeld weiterzugeben. Das wird uns erfrischen und aufbauen!

Die Jugendunterkunft im Flüeli-Ranft ist für uns reserviert.

Wer möchte, reserviert bitte selbständig ein Hotelzimmer, sei es im Klausenhof oder im Pax Montana. Anmeldung an info@stiftungbruderklaus.ch; T 033 722 32 00

Samstag, 13. September 2025, 15 Uhr

Mischeli-Forum, Bruderholzstr. 39, 4153 Reinach BL

Mani Matters Suche nach der Wahrheit

Entlang von ausgewählten Liedern machen wir uns klar, was der Troubadour, der Jurist und der Politiker für sich selber zu klären versuchte. Wir werden sehen: Matter ist ein aussergewöhnlich scharfsinniger und liebevoller Denker. Er hat nicht nur die bedrängenden Probleme unserer Zeit vorausgesehen (das lähmende Wachstum der Verwaltung, der polarisierende Populismus, die Wohlstandsleere). Sondern er ringt auch darum, diese Herausforderungen produktiv anzugehen.

50



Stiftung Bruder Klaus

Postfach 436

3770 Zweisimmen

info@stiftungbruderklaus.ch

www.stiftungbruderklaus.ch

PC 49 - 80 000 - 6

IBAN CH95 0900 0000 4908 0000 6



Kontakt:

Pfr. Dr. Paul Bernhard Rothen

Präsident

Lindenstrasse 9

8307 Effretikon

pbrothen@stiftungbruderklaus.ch

079 594 58 94

Brigitte und Daniel Zeller-Mathis

Sekretariat

Bahnhofstrasse 5

3770 Zweisimmen

Die Stiftung Bruder Klaus dient dem geistigen Gehalt, wie er im Brief des Einsiedlers vom Ranft an den Rat von Bern zum Ausdruck kommt. Diesen Gehalt zum Nutzen der Familien, der politischen Gemeinwesen und der Kirchgemeinden und Kirchen zu erneuern, zu stärken und zu klären, vorrangig in der Schweiz, ist der Zweck der Stiftung.

Stiftungsstatut vom 4. Dezember 1996.

Die Stiftung ist von der Steuerverwaltung des Kantons Bern aufgelistet unter den voll steuerbefreiten Institutionen. Vergabungen und Spenden an die Stiftung sind demnach von den Steuern abziehbar.

51

Stiftung
G Bruder
 Klaus

Gestaltung und Druck: Kopp Druck+Grafik AG, Zweisimmen

